

Christina Fonthes
Wohin du auch gehst

ROMAN

Aus dem Englischen von
Michaela Grabinger

Diogenes

Die Originalausgabe erschien 2025
bei Tinder Press, London, unter dem Titel:
»Where You Go, I Will Go«
Copyright © 2023 Christina Fonthes
Covermotiv: Gemälde von Tamara Tashna Downes,
»Ngozi«, 2022
Copyright © Tamara Tashna Downes

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde
vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021–2025 unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2025
Diogenes Verlag AG Zürich
info@diogenes.ch · www.diogenes.ch
In Fragen zur Produktsicherheit (GPSR):
truepages UG (haftungsbeschränkt)
Westermühlstraße 29, 80469 München
info@truepages.de
80/25/852/1
ISBN 978 3 257 07355 3

Inhalt

PROLOG

Mira

Gombe, Kinshasa, 1974

7

ERSTER TEIL

Elizabeth Estate,

London, 2004

Gombe, Kinshasa, 1981

13

ZWEITER TEIL

Calypso Court,

London, 2005–2006

Brüssel, 1987

Paris, 1989

137

DRITTER TEIL
Lavender Gardens,
London, 2006
London, 1990–1997
Brighton, 2006
275

VIERTER TEIL
Forest Hill,
London, 2006
Kinshasa, 2007
Binza, Kinshasa, 1981
Mbandaka, 1982
359

GLOSSAR
409

Prolog

MIRA

Gombe, Kinshasa, November 1974

Indépendance *cha-cha to zuwi ye!*« Papa pfeift das Unabhängigkeitslied von Zaire, und Mira singt dazu, während die Familie in Papas weißem Mercedes die zehn Kilometer vom Bungalow in Limété zum neuen, dreistöckigen Haus in Gombe fährt. Draußen geht zwischen den vorbeisauenden Palmen und hohen Gebäuden die Sonne am bleichen Himmel auf, und Mira entdeckt den Streifen aus klarem blauem Wasser am Horizont.

»Der Fluss Zaire!«, ruft sie und sagt zu Ya Eugénie, die neben ihr sitzt: »Wir sind doch gleich in Gombe, oder, *yaya?*«

Ihre Schwester blickt von ihrem Biologiebuch auf und sieht aus dem Fenster. Ya Eugénies Haare sind zu Sternchen-Cornrows geflochten, und sie trägt wie Mira ein weißes Kleid, aber ohne Schleifen und Spitze. Obwohl es nur ein Umzug ist, hat Mama auf den Sonntagskleidern bestanden, damit die neuen Nachbarn in Gombe sie nicht für arm oder unzivilisiert halten.

»Ja, bald«, erwidert Ya Eugénie und zupft einen Fussel aus Miras Braids. »Musst du schon wieder aufs Klo?«

Mira schüttelt den Kopf und betrachtet mit großen Au-

gen die hervorkommende Sonne, deren Licht sich über das Wasser des Flusses verteilt; es glitzert wie der Diamant in dem goldenen Kruzifix, das Papa ihr zur Erstkommunion geschenkt hat. Mama hat ihr erlaubt, das Halskettchen an diesem Morgen zu tragen, aber sie musste versprechen, es nicht wie so oft beim *nzango* zu verlieren.

Draußen bestücken die Marktfrauen gerade erst ihre Stände. Ya Eugénie hat Mira geweckt, als es noch dunkel war, damit sie rechtzeitig losfahren konnten.

»Es ist Regenzeit. Ich will nicht in ein Gewitter geraten«, hatte Papa gemahnt. Jetzt zwirbelt Mira das Kruzifix zwischen den Fingern und lächelt. Endlich empfindet auch sie, was ihre Eltern und ihre Schwester schon Monate vor dem Umzug empfunden haben. Das Gefühl ist vielleicht nicht so stark wie vor ein paar Wochen im Stade du 20 Mai, als sie sich den Boxkampf der beiden Amerikaner angesehen haben. Noch Tage danach hat ganz Kinshasa auf den Straßen getanzt und »*Ali boma ye!*« – »Ali, töte ihn!« – gesungen. Nein, ganz so stark ist das Gefühl nicht, aber es ist da und steigt vom Bauch in die Fingerspitzen: Vorfreude.

Als Papa einige Monate zuvor verkündet hat, dass sie nach Gombe ziehen würden, ist Mira Ya Eugénie durch den Garten gefolgt, während Ya Eugénie ihre und Miras Schuluniform von der Leine nahm.

»Papa repariert jetzt keine Flugzeuge mehr, er fliegt sie«, hat Ya Eugénie ihr erklärt.

Mira, für die bis dahin nur der Sieg bei der *nzango*-Meisterschaft wichtig war und sonst nichts, stieß mit der Zunge an ihren Wackelzahn. »Aber warum müssen wir deswegen umziehen?«, jammerte sie. »Warum kann er nicht Flug-

zeuge fliegen und wir können trotzdem weiter hier wohnen?»

Der Garten war voller vertrauter Geräusche – Nachbarn grüßten einander, aus einem Radio tönte kongolesischer Rumba, *pondu*-blätter wurden im Mörser zerstampft – der dumpfe Schlag des Stößels traf das Holz in einem gleichmäßigen Rhythmus, und der erdige Geruch verbreitete sich auf dem ganzen Grundstück. Limété war Miras Zuhause. Sie kannte die Nachbarn und grüßte jeden außer Mama Maloba, der alle aus dem Weg gingen, weil sie einen immer mit der Frage »Hast du schon von der Sache mit dem und dem gehört?« überfiel.

Ya Eugénie versuchte ihr zu erklären, dass jetzt, da Papa geprüfter Pilot war, Leute wie sie nach Gombe gehörten. Dass in Limété vor allem *fonctionnaires* wohnten – Mama Malobas Mann zum Beispiel –, Staatsbeamte, die in den hohen Gebäuden arbeiteten, an denen Mira jeden Tag auf der Fahrt in die Schule vorbeikam. In Gombe dagegen würden ihre Nachbarn in solchen Gebäuden nicht arbeiten, sondern sie würden ihnen gehören. Ya Eugénie erzählte das, als wäre es wichtig. Aber was interessierte Mira schon, wem was gehörte? Und wenn das neue Haus größer war – na und?

Sie biegen in eine breite, von Eisentoren und säuberlich gestutzten Hecken gesäumte Straße. Papa bremst vor einem Haus, das so breit ist wie drei Bungalows in Limété. Er trägt weder seinen *abacost* noch seine Pilotenuniform, sondern ein T-Shirt, auf das in Grün und Rot *Zaire 74* und ein Foto der beiden Boxer gedruckt ist. Mira starrt auf das kastenförmige, hoch aufragende Haus, dessen Giebel so perfekt dreieckig ist, als hätte es jemand gezeichnet.

»Na, willst du immer noch zurück nach Limété?«, stichelt Ya Eugénie beim Aussteigen und nimmt Miras Hand. Mira ist zu verblüfft, um zu antworten. Sie reißt sich los und läuft zum Garten, denn sie hat die Rosensträucher und den leeren Pool gesehen.

»Ein Swimmingpool!« Ihr stockt vor Aufregung der Atem.

Sie geht um das Haus herum und entdeckt Papas Arbeitszimmer, in dem die Umzugshelfer schon die Kisten mit Büchern und Platten gestapelt haben. Über dem Schreibtisch hängen die beiden Fotos aus dem Wohnzimmer in Limété. Das erste zeigt Patrice Lumumba, den Mann mit dem Seitenscheitel und der Brille.

»Ohne Lumumba wären wir noch immer Untertanen des belgischen Königs«, hat Papa jedes Mal gesagt, wenn sein Blick auf das Bild fiel. Und den ersten Satz von Lumumbas Unabhängigkeitsrede mussten Mira und Ya Eugénie auf Papas Befehl auswendig lernen:

»Meine Freunde, die ihr unermüdlich an unserer Seite gekämpft habt – ich bitte euch, diesen 30. Juni 1960 zu einem denkwürdigen Tag zu machen, der sich für immer in unsere Herzen einbrennt, zu einem Tag, von dem ihr voller Stolz euren Kindern erzählen werdet, damit sie wiederum ihren Enkeln und Urenkeln von der ruhmreichen Geschichte unseres Freiheitskampfes berichten können.«

Auf dem zweiten Foto ist Mobutu, genannt Le Maréchal, in seiner Leopardenfellmütze zu sehen. Le Maréchal hat

Kongo in Zaire umbenannt und aus dem Staat eine Nation gemacht, sagt Papa immer. Doch genauso wenig, wie Mira weiß, was ›unzivilisiert‹ bedeutet – Mama nimmt das Wort oft in den Mund –, kennt sie den Unterschied zwischen Staat und Nation, und auch was ›Unabhängigkeit‹ heißt, ist ihr nicht klar, aber sie freut sich darüber, wie Papa jedes Mal lächelt, wenn sie die Rede vorträgt, ohne zu stocken.

Sie macht weiter mit der Erkundung des neuen Hauses, hüpfte die Marmortreppe hinauf und hinunter und betrachtet vom Balkon aus den Avocadobaum, während der Rest der Familie auspackt.

Als die Sonne viele Stunden später verschwunden und der Himmel schon schwarz ist, fährt Papa mit ihnen zu einem Restaurant. Mira bestellt als Nachtisch Vanilleeis, schläft aber ein, bevor es serviert wird, und Papa wirft sie sich über die Schulter und trägt sie zum Auto.

Auf dem Rückweg wird Mira von Rauchgestank und dem Lärm einer aufgebracht Menschenmenge geweckt.

»*Ngoya – oyo nini?* Uh, was ist da los?«, fragt Mama mit zitternder Stimme, und die Zipfel ihrer *kitambala* schwingen nach links und rechts, während sie aus dem Fenster schaut. Mira blickt zu Ya Eugénie auf; die hat schon ihren Gurt geöffnet, ist ganz dicht an sie herangerutscht und schirmt sie mit dem Arm ab. Papa drosselt das Tempo. Als sie sich der Straße nähern, die zu ihrem Haus führt, wird das Stimmengewirr lauter, der Rauch dichter. Der Mob umringt etwas, aber was?

Mira späht ins Gedränge – Frauen in *liputas* und Nachthemden, Männer in Bademänteln und Schlafanzügen. Alle

schreien, alle recken die Fäuste in die Luft. Als sich die Menge teilt, sieht Mira die rußschwarze, leblose Gestalt eines Menschen, der an einen Holzpfehl gebunden ist. Zu ihren Füßen liegen verklumpte Autoreifen, aus denen orange Flammen züngeln. Sie starrt mit riesigen Augen und offenem Mund auf die brennende Gestalt. Ya Eugénie zieht ihre Schwester weg und hält ihr die Augen zu, doch das Bild hat sich Mira schon eingebrannt. Sie stößt mit der Zunge an den wackeligen Zahn; der Zahn fällt heraus. Blut tropft auf ihr weißes Kleid.

»Wie erwischt?«, fragt Mira ihre Schwester später, als Ya Eugénie Miras Braids löst und die Strähnen für die Nacht mit Garn umwickelt.

»Man hat sie zusammen erwischt, zwei Frauen«, antwortet Ya Eugénie im gleichen Ton, in dem Mama spricht, wenn sie will, dass Mira zu fragen aufhört.

Aber wie kann man zwei Frauen erwischen? Hatten sie etwas gestohlen? Bevor sie noch etwas sagen kann, blitzt und donnert es. Und wieder sieht Mira die brennende Frau vor sich.

Regenzeit.

I

Elizabeth Estate,
London, 2004
Gombe, Kinshasa, 1981
Mbandaka, 1982

I

BIJOUX

London, 2004

Schweigen heißt nicht, dass nichts zu hören ist; Schweigen ist eine Sprache. Und wie jede Sprache muss man sie erlernen. In meinem ersten Jahr in London brachten mir die Lehrerinnen in der Schule englische Wörter und Ausdrücke bei. Ich erfuhr etwas über den Schwarzen Tod und die Pulverschwörung und Guy Fawkes, der das Parlament in die Luft hatte sprengen wollen. Ich lernte meinen Akzent verlieren, damit mich die englischen und jamaikanischen Kinder nicht »afrikanischer *boubou*« nannten. Und zu Hause lernte ich, Tonlage und Besonderheit von Tantine Mireilles jeweiligem Schweigen zu deuten. Es gab sanftes Schweigen, das wie Wasser aus einer Quelle floss – das Schweigen, mit dem sie mich morgens begrüßte, bevor sie zum Putzen ins Krankenhaus ging, wenn sie noch erdig nach schwarzer Dudu-Osun-Seife roch. Und es gab hartes Schweigen, das wie eine pralle Regenwolke über mir hing – und kurz darauf, manchmal auch erst Tage später, entlud sich das Gewitter. Fünfzehn Jahre nach meiner Ankunft sollte ich lernen, dass man Schweigen – wie Herzen, Menschen und Versprechen – brechen kann.

Wir wohnten in Elizabeth Estate – zwei halbkreisförmige, durch einen breiten ziegelroten Gehweg voneinander getrennte Häuserblocks –, und wie alle Sozialbauten in Kilburn beherbergte auch unserer mehr als hundert Familien so dicht an dicht, dass aus dem anderen Block Bob Marleys wummerndes *One Love* zu hören war und gleichzeitig aus der Nachbarwohnung das plärrende Kind, das sich gerade eine gefangen hatte. Wer aufmerksam lauschte, bekam das leise Stöhnen einen Stock über uns mit; wer noch gründlicher horchte, bemerkte, dass die Stimme des Mannes anders klang als die Stimme des Mannes, der jeden Morgen zur Arbeit ging.

Im Frühling blühten die korallenroten und gelben Pfingstrosen in den Blumenampeln von Mrs Pinto, und die Betonwände von Elizabeth Estate wirkten nicht mehr so trist. Im Sommer mischte sich der Duft von gebratenen Zwiebeln, Currygemüse, Kalamata-Oliven und Ziegenfleisch mit dem Schweiß der Kinder, die den Bewohnern Klingelstreiche spielten und fünf gegen fünf kickten, obwohl im Hof ein grün-weißes Schild mit der Aufschrift BALLSPIELEN VERBOTEN stand. Und im Notting Hill Carnival drehten die jungen Leute Bashment und Dancehall ordentlich auf.

Nach dem Guy-Fawkes-Feuwerk im November mit üblicherweise illegal beschafften Böllern fiel Elizabeth Estate wie der Rest von London ins Koma. An den Wäscheleinen hingen keine bunten indischen Kamiz-Hemden und Bettbezüge mehr, kein Eiswagen kam, dem man hätte nachrennen können, die Planschbecken waren eingemottet, die Flüche der Kinder der zweiten Generation, die darauf ver-

trauten, dass ihre Eltern die Kraftausdrücke nicht kannten, mit denen sie um sich warfen – Fotze, Arschloch, Wichser –, waren nicht mehr zu hören. Keine Arme ruhten mehr auf Balkonbrüstungen, keine Ciderdosen wurden auf ex geleert, keine Kippen weggeschnippt. Die einzigen Farbtupfer waren der gelbe Schein in den Doppelglasfenstern und die blau und rot zuckenden Lichter der Streifenwagen, die dem Gefühl nach immer genau in dem Moment auftauchten, wenn im Fernsehen *EastEnders* anfang. Das war die Zeit, in der die Bewohner von Elizabeth Estate schwarze und graue Mäntel trugen und sich hastig bewegten, in der ihre Gesichter so ausgebleicht waren wie die Flaggen an ihren Balkonen und verhärtet von einer stillen Trauer, als würden sie an zu Hause denken und grübeln, ob sich die Flucht ausgezahlt hatte.

An so einem Tag, zwei Wochen nachdem die Guy-Fawkes-Puppe auf der Brachfläche gegenüber Elizabeth Estate verbrannt worden war, saß Papa Pasteur in unserem Wohnzimmer, als ich heimkam. Ich hatte gerade den ersten Tag als Anwaltsgehilfin in der Kanzlei Bailey & Cunningham hinter mir und wollte mich mit Kay zu einer Fotoausstellung treffen, als Tantine Mireille anrief und mir befahl, sofort nach Hause zu kommen. Ich hasste es, wenn sie anrief. Wenn sie simste, wusste ich genau, was sie wollte – »Kauf Klopapier«, »Füll den Strom auf«, »Heute Abend Gebetswache«. Wenn sie anrief, hörte ich an ihrer Stimme, dass alles, was mich zu Hause erwartete, unweigerlich mit ihrem Schweigen enden würde. Zwölf Jahre war es her, dass ich Kinshasa verlassen hatte, seit zwölf Jahren wohnte ich bei Tantine Mireille in Elizabeth Estate, aber sie war mir so

fremd wie bei der ersten Begegnung am Abend nach der Ankunft von Mama und mir am Flughafen Heathrow. Als ich anrief, um Kay abzusagen, bekam ich die automatische Mailboxstimme zu hören; ich beendete meine Nachricht, wie ich in den zehn Monaten, die wir zusammen waren, alle Telefonate mit Kay beendet hatte – *love you*.

Als ich Elizabeth Estate erreichte, war der Himmel schon pechschwarz, obwohl es noch früh am Abend war, und von der Brachfläche, wo Leute um ein Lagerfeuer saßen und tranken und lachten, stieg dicker Qualm auf. Die Guy-Fawkes-Nacht war schon zwei Wochen her, aber man hörte noch immer jeden Tag Feuerwerk krachen. An solchen Abenden, wenn die Luft so bitterkalt war, dass sie durch meine Yaki Braids drang – Farbton 1B, Naturschwarz –, vermisste ich Mama und Papa am meisten. Ich vermisste die weißen Säulen unseres Hauses in Binza und die malachitgrünen Flüsse von Mbandaka, wo ich mit Papa die Kaffeeplantage besichtigte und den Fischern zugesehen hatte, wie sie die Netze voller Süßwasserfische einholten. Ich vermisste die Malstunden bei Madame Mwanza, den Swimmingpool im Garten meiner Großeltern in Gombe, aber am meisten fehlte mir die Sonne. Mein zwölfter Winter in London, und ich hielt die Kälte noch immer nicht aus.

Am Nachthimmel knallte Feuerwerk, und ich legte instinktiv die Hände auf den Kopf und duckte mich. Ich war sofort wieder in Kinshasa – ein verängstigtes kleines Mädchen, das mit nass gepinkeltem Schulrock auf der Rückbank des Mazda kauert, während draußen geschossen wird. Zwölf Jahre waren vergangen, aber die Soldaten, die Kin-

shasa geplündert hatten, sah ich noch immer vor mir. Da waren wieder die Schreie, die Feuerwand rings um das Auto; der Rauch, die an die Stoßstange krachenden Körper. Ich öffnete die Augen und schluckte schwer, um den Rauchgeruch wegzukriegen, klappte den Mantelkragen nach oben und lief schnurstracks zum Haus, damit sich Tantine Mireille nicht beschwerte, weil ich zu spät zurückkam.

Im Haus roch es nach dem Eintopfgericht aus Maniokblättern, das Tantine Mireille zu besonderen Anlässen – also sehr selten – kochte. Kaum hatte ich die Eingangstür geschlossen, hörte ich ihn so laut und samtweich französisch sprechen wie auf dem Podium während der Sonntagspredigt in The Mountain, unserer Kirche – Papa Pasteur. Ich blieb wie angewurzelt stehen. Was hatte er bei uns zu suchen? Vorsichtig hängte ich meinen Mantel an den Haken und warf einen Blick auf den Kassierstromzähler. Das Notguthaben betrug gerade mal dreißig Pence. Bei der Kocherei würde das für den Abend nicht reichen, und Tantine Mireille würde mich schimpfen, weil ich nicht aufgefüllt hatte. Im Wohnzimmer saß Papa Pasteur im Sessel vor dem Fernseher, dem Sessel, in dem Kay und ich uns ein paar Wochen zuvor geliebt hatten, als Tantine Mireille zum Begräbnis von Großvater nach Kinshasa geflogen war.

»Unsere Tochter!« Papa Pasteur streckte mir lächelnd die Arme entgegen. Er trug wie üblich einen beigen Anzug und die glänzenden braunen Westons, die so laut knallten, wenn er auf dem Podium hin und her ging.

»Guten Abend, Papa Pasteur.« Ich küsste ihn auf beide Wangen.

Tantine Mireille saß mit gesenktem Kopf auf der Sofa-

kante. Ich sagte leise »Guten Abend«, aber sie antwortete nur mit Schweigen und nickte.

Nachdem ich aus dem Bahnhof Kilburn High Road gekommen war, hatte ich Kay noch mal angerufen und wieder nur ihre Mailbox erreicht, aber jetzt, beim Anblick von Papa Pasteur im Wohnzimmer, wurde mir klar, dass etwas passiert sein musste. Jemand hatte uns zusammen gesehen, ich war mir ganz sicher. Ich passte immer auf, wenn ich mit Kay ausging, aber unsere Gemeinde war inzwischen so viel größer geworden – jeder konnte uns gesehen haben. Kay war anders als alle Menschen, die ich zuvor gekannt hatte, ob in der Schule, an der Uni und erst recht in The Mountain. Sie hatte straffe Basketballerinnenbeine, und ihre Haut war rötlich braun wie abgefallenes Laub im Herbst, und ihr Blick ging so tief, dass man glaubte, alles, was es auf der Welt gab, wäre nur für einen selbst erschaffen worden. Wenn Tantine Mireille und ich sonntags nebeneinander in einer Mittelreihe in The Mountain saßen, rief ich mir das Duftgemisch aus Hasch und frischem Eau de Cologne in Erinnerung, anstatt Papa Pasteur zuzuhören, der von der Dämonenjagd predigte und den Segen Gottes erflehte. Wenn ich an sie dachte, hatte ich das Gefühl zu zerfallen – durch meinen ganzen Körper pochte Hitze, und zwischen den Beinen wurde ich nass. Wenn Kay vom Friseur kam und die Konturen geschärft waren und sie nach Mentholbalsam roch, schloss ich die Augen, sog den Duft ein und ließ mich tief ins Zerfallen gleiten.

»Lasset uns beten.« Papa Pasteur stand auf, nahm meine Hand und die von Tantine Mireille, und wir bildeten mitten im Wohnzimmer einen Halbkreis. Tantine Mireille hatte

sich eine alte *liputa* um die Taille gewickelt und trug das *Jesus rettet*-T-Shirt, in dem sie zu Hause immer rumlief. Die Buchstaben, die einmal den Namen von The Mountain – »Der Berg der Fülle und Befreiung« – ergeben hatten, waren verblasst und nur noch schwach zu erkennen, so abgenutzt war das Shirt. Die *kitambala* – ein langer Streifen dicker schwarzer Samt – hatte sie so fest um ihr Haar geschlungen, dass keine einzige Strähne hervorsah. Sie nahm die Fernbedienung und stellte den Fernseher leiser. Es lief gerade ein Nollywoodfilm – eine Frau hatte sich in eine Schlange verwandelt, und eine andere rief das Feuer des Heiligen Geistes um Beistand an.

Tantine Mireille und Papa Pasteur schlossen die Augen und bedeckten unser Haus mit dem Blut Jesu. Während sie beteten, sah ich mich im Wohnzimmer um, weil ich den Grund für Papa Pasteurs Besuch rausfinden wollte. Aber da war nichts außer dem alten, verschlissenen orangen Sofa, der Essgruppe mit dem wackligen Tischbein und dem Couchtisch, auf dem die Hausbibel und die Monatskarte von Tantine Mireille neben Papa Pasteurs in Leder gebundener Bibel und dem Schlüssel für seinen Lexus lagen. Vor dem Wohnzimmerfenster hing eine Satellitenschüssel, die Tantine Mireille angebracht hatte, damit sie Nollywoodfilme, God-TV und, noch wichtiger, Euronews und TV5 empfangen konnte – die einzigen Sender, die etwas über Kongo brachten. Seit sich alles geändert hatte, seit aus Zaire die Demokratische Republik Kongo geworden war, gab es immer irgendwelche Neuigkeiten: einen Putsch, einen Krieg, noch einen Krieg, einen neuen Präsidenten, noch einen neuen Präsidenten, eine neue Flagge, eine neue Rebel-

lengruppe. Trotzdem brachten die englischen Nachrichten nie was darüber, nicht mal, als fünf Millionen Menschen gestorben waren.

In der Wohnung hingen keine Fotos von Tantine Mireille und mir, dafür Holztafeln mit Bibelsprüchen. Auf der an der Wand zwischen Treppe und Wohnzimmer stand der Vers »Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen.« Über dem Küchenherd prangte »Habe deine Lust am Herrn; der wird dir geben, was dein Herz wünscht.«

Und an der Schlafzimmertür von Tantine Mireille hing der Spruch »Keiner Waffe, die gegen dich bereitet wird, soll es gelingen.« Bis vor ein paar Jahren hatten auch noch Figürchen auf dem Fernsehtisch gestanden – zwei Frauen, die sich umarmten, und eine Frau mit einem Korb auf dem Kopf –, aber dann hatte Papa Pasteur eines Sonntags von der dämonischen Wirkung solcher kleiner Statuen gepredigt – dass die Welt der Finsternis sie benutzen würde, um mit unserer Welt in Verbindung zu treten –, und am nächsten Tag waren sie vom Fernsehtisch verschwunden.

»Amen.« Wir beendeten das Gebet, und als wir uns wieder setzten, zog ich mein Handy aus der Tasche, um Kay eine SMS zu schreiben – »Bin daheim, Pastor ist da«.

Aber bevor ich auf ›Senden‹ drücken konnte, fuhr mich Tantine Mireille an. »Bijoux!«

Ich erschrak, und das Handy fiel auf den Boden. Ich beugte mich vor, um es aufzuheben.

»Siehst du nicht, dass Papa Pasteur mit dir reden will?«, fauchte Tantine Mireille in reinem Lingala statt in ihrem üblichen Mischmasch aus Französisch, Lingala und Englisch.

»Es hat mit der Arbeit zu tun, ich –«, stammelte ich.

Sie warf mir einen strengen Blick zu. Ich war zu nervös, um das Handy vom Boden zu nehmen, und lehnte mich im Sessel zurück. Papa Pasteur rutschte auf seinem Sitz nach vorn. Wie immer erinnerte mich sein Gesicht an ein Rhinoceros, der bullige Körper, die wie ein V geformte Nasenspitze und der Haaransatz zu weit hinten am Kopf. Er legte los.

»Bruder Fabrice hat sein Masterstudium in Kanada abgeschlossen. Du warst ja sicherlich dabei, als er Zeugnis abgelegt hat.«

Ich nickte, aber wieso ging es plötzlich um Bruder Fabrice? Ich schielte zu Tantine Mireille, doch sie hielt den Kopf gesenkt.

»Schwester Bijoux«, fuhr Papa Pasteur fort, »es gibt im Leben jedes Menschen drei Abschnitte. Der erste ist die Geburt, der zweite die Ehe und der dritte der Tod. Die Bibel sagt uns: ›Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und seiner Frau anhängen, und sie werden sein ein Fleisch.« Er klopfte auf seine Bibel. »Schwester Bijoux, der Herr hat mir offenbart, dass die Zeit deines zweiten Lebensabschnitts gekommen ist: die Zeit der Ehe!«

Mir blieb die Luft weg. Der *pondu*-Geruch drang aus der Küche herein, und aus meinem würgenden Atem wurde anfallartiger Husten. Papa Pasteur musterte mich verärgert. Ich schlug mir auf die Brust, damit es aufhörte, doch es hörte nicht auf. Tantine Mireille sagte nichts, aber ich spürte, dass mich ihr Blick vor meinem nächsten bösen Fehler warnte. Papa Pasteur sprach weiter. Er klang jetzt noch ernster.

»Schwester Bijoux, wir haben lange gebetet und gefastet, und der Herr hat uns deinen künftigen Ehemann offenbart. Wir – Diakonin Mireille und Mama und Papa Mbongo – glauben, dass Gott dich für Bruder Fabrice auserwählt hat.«

Ich starrte Papa Pasteur an. In meinen Achselhöhlen sammelte sich schon der Schweiß. Heiraten?

Ich wandte mich mit einem Ruck zu Tantine Mireille. In diesem Moment blieb der Stromzähler stehen, und es wurde stockfinster. Kurze Zeit regte sich nichts mehr, und Tantine Mireille und Papa Pasteur waren gesichtslose, dunkle Figuren, die in der Schwärze schwebten. Papa Pasteur redete weiter, aber ich verstand kaum etwas, so schwer atmete ich. Ich öffnete meinen Mund, doch bevor ich etwas sagen konnte, begann es am Boden heftig zu surren und zu vibrieren. Das Handy leuchtete auf, und der Name erschien auf dem Display.

Mein Blick schnellte vom Handy zu Papa Pasteur, dessen Stimme körperlos durchs Dunkel hallte. »Wir vereinbaren einen Termin, dann könnt ihr zwei euch zusammensetzen und reden.«

Ich sah auf mein Handy hinunter und las den im Display leuchtenden Namen. Nkemjika. Das war sie. Das war Kay.

K*in kiese!*«, kreischt Mira mit geschlossenen Augen, und immer neue Schweißperlen sickern aus ihrem Körper, während sie in der Mitte der improvisierten Tanzfläche im Rhythmus der jaulenden *seven*-Klänge, die von der Bühne her ertönen, ihre Handgelenke und Hüften kreisen lässt. Ihr Haar ist zu sternförmigen Cornrows mit eingesteckten Enden geflochten, wie sie alle zairischen Schulmädchen tragen. Die Säume an ihren hellroten Hosenbeinen flattern nach rechts und links, und die Ärmel ihrer Satinbluse kleben an ihrer Haut. Ringsum sind oben an den Grundstücksmauern Glühbirnen angebracht.

»*Kinshasa la belle!*«, ruft Chantal zurück. Sie ist heiser von den vielen Flaschen Bier. Die Tanzfläche ist überfüllt, ein Gewimmel schwitzender Körper wogt und tanzt und tollt zu Trommeln und E-Gitarre. Hier fühlt sich Mira lebendig, in Matongé, wo die Musik nie verstummt und die Leute nie schlafen, wo so oft, wie die Sonne aufgeht, ein neuer Tanz entsteht. Selbst jetzt übertönen die Hupen der Autos und Taxis und die Stimmen der auf der Hauptstraße streitenden Männer das Gelächter und die Musik auf der Tanzfläche. Das ist das Leben! Wenn sie dürfte, würde sie

hier ihren Geburtstag feiern, auf den Straßen von Matongé mit Chantal, und tanzen, bis ihr die Knöchel wehtun. Aber morgen ist sie wieder in Gombe, wird sich unter die Gäste von Mama und Papa mischen, Interesse an geistlosem Smalltalk über Urlaub in Monaco heucheln und zu Liedern von Abeti und Mbilia Bel über *mbandas* und untreue Ehemänner tanzen.

Wenn Papa an ihrem Geburtstag den Auftritt einer Band nach ihrem Geschmack erlauben würde, wäre es gar nicht so schlimm, doch solche Bands nennt er *voyous* – Gauner. Papa hört nur Musik von Leuten wie Tabu Ley, Franco Luambo und Simaro Lutumba. Das sind richtige Musiker, sagt er. Und seit in Gombe immer öfter der Strom ausfällt – nicht wegen des staatlichen Stromversorgers SNEL, sondern wegen der Straßenmusiker, die Strom abzweigen –, hat Papa noch um einiges mehr über sie zu sagen.

Und ein Abend mit Papa und seinen Gäste wäre auch dann nicht so schlecht, wenn Ya Eugénie in Kinshasa wäre anstatt mit Tonton Sylvain auf Hochzeitsreise in Nairobi. Oder wenn Chantal kommen dürfte; aber Mama hat ihr letztes Jahr Besuchsverbot erteilt, nachdem sich Mira und Chantal aus dem Haus und in eine Fernsehshow von Mama Angebi mit Papa Wemba und King Kester geschlichen hatten und live auf Télé Zaïre zu sehen gewesen waren. Woher hätte sie aber auch wissen sollen, dass Chantal mit einem der Kameramänner zusammen war? Und war es vielleicht ihre Schuld gewesen, dass King Kester sie aus dem Publikum holte und auf der Bühne mit ihr tanzte? Aber trotz Mamas Gebrüll und der Prügel von Papa war es die Sache wert gewesen. Noch Wochen danach redeten alle an der

École Privée du Sacré-Cœur von nichts anderem – sogar die belgischen und französischen Mädchen, die immer so taten, als würde sie nichts an Zaire auch nur im Mindesten interessieren, heimlich aber Affären mit ihren Chauffeuren und Laufburschen hatten.

Mira hört auf zu tanzen und öffnet die Augen, weil sie plötzlich bemerkt hat, dass Chantal nicht mehr da ist. Sie sucht die Tanzfläche nach Chantals langen Braids mit den eingeflochtenen Perlen ab und nach der weißen Jeans, die Chantals perfekt gerundete Pobacken so gut zur Geltung bringt, aber sie findet sie nicht. Sie entfernt sich von der Musik und verlässt das Tanzlokal Richtung Hauptstraße. Vor dem Eingang beleuchtet eine einzige Lampe an der Fassade den Namen Club Bobongo und ein Filmplakat von Black Jim le Magnifique. Sie lässt den Blick über die Leute schweifen, die mit Bierflaschen in der Hand herumstehen, und beschattet die Augen, um nicht von den Autoscheinwerfern geblendet zu werden, doch ihre Freundin ist nirgends zu sehen.

»Chantal!«, ruft sie in die Menge.

»*Ngai oyo*. Hier bin ich!«, lallt jemand unter den Umstehenden. »*Nani azo luka ngai?* Wer sucht mich?« Mira läuft zu der Stimme, aber die Frau ist noch dünner als Mira, trägt offene Braids und einen schwarzen Mini. Mira knurrt verärgert etwas vor sich hin und geht zum Eingang zurück, denn ihr ist eingefallen, dass sie eine goldene Armbanduhr am Handgelenk trägt und um den Hals das Kettchen mit dem Kruzifix aus massivem Gold mit einem Diamanten in der Mitte und dass in ihrer Handtasche ganz neue zairische Geldscheine liegen. Sie drückt die Tasche an sich, doch be-

vor sie wieder im Club ist, verstummt die Musik, und die Besucher strömen in einem lärmigen Durcheinander aus Gekicher und Euphorie auf den Gehweg.

»Chantal?«, ruft Mira flehentlich. Die Partyleute drängen aus dem Open-Air-Club und steigen in ihre Autos und in die Taxis, die rechts und links am Straßenrand warten.

Sie läuft hektisch den Gehweg ab, geht um die Autos herum, um die Frauen, die Grillspieße verkaufen, und um die Jungs aus dem Viertel, die Zigaretten verhökern.

»Chantal!«, brüllt sie. Wohin ist Chantal nun wieder abgehauen? Kein guter Zeitpunkt, um Männern nachzulaufen – sie muss nach Hause. Sie bleibt stehen, sie will überlegen, aber noch ehe ihr eine Idee kommt, läuft ein Mann an ihr vorbei, und etwas zwickt sie im Nacken. Als sie an sich hinunterschaut, hängt nichts mehr an ihrer Brust. Das goldene Kruzifix ist weg.

»Hey!«, ruft sie und versucht dem Mann hinterherzurennen, aber der Gehweg ist zu voll.

Eine Stunde später, als sich die Menge zerstreut hat und die Musiker zusammengepackt haben, steht Mira mitten in der Nacht ganz allein da. Die Glühbirnen an der Mauer brennen nicht mehr, die Scheinwerfer und Paraffinlampen sind erloschen; nur das Licht aus den Häusern und die eine Lampe am Eingang erhellen noch ihren Weg. Sie geht auf und ab und sieht sich ständig um, falls jemand aus dem Schatten tritt und nach ihrer Tasche greift. Die Straße liegt still vor ihr; nur Grillengezirp und das Klackern von Miras Stöckeln auf dem Gehsteig sind zu hören, und es riecht noch immer schwach nach gegrilltem Fleisch und Bier. Statt der Leichtigkeit vorhin beim Tanzen hat sie jetzt Angst und

ein flaues Gefühl im Magen. Wie kann Chantal sie einfach alleinlassen! Die Ausgangssperre gilt schon seit Stunden, und sämtliche Taxis sind weg. Sie darf zwar nicht mit dem Taxi fahren, aber was bleibt Chantal und ihr übrig, wenn der Chauffeur der Familie ein Petzer ist. Wie oft hat sie schon Geld für Bier verschwendet, weil er Papa dann doch berichtet hat, dass sie zu spät in der Schule war! Oder wenn Chantal und sie etwas Besseres zu tun gehabt haben und gar nicht erst in die Schule gegangen sind. Sie wirft einen Blick auf die dunkle, verlassene Straße. Weiter vorn brennen Straßenlaternen. Vielleicht kommt sie zu Fuß nach Hause. Es würde zwar mindestens eine Stunde dauern, aber ihr fällt keine andere Lösung ein. Sie geht schneller, weicht den am Boden liegenden weggeworfenen Snackverpackungen, leeren Glasflaschen und Zigarettenschachteln aus.

»*Citoyenne*, hast du dich verirrt?«, ruft hinter ihr ein Mann auf Französisch. Ein Soldat ist es nicht, die sind nie so ruhig. Sie dreht sich blitzschnell um, presst ihre Handtasche an die Brust, und flüstert das Ave-Maria. Wird sie heute ihr Leben verlieren? Das ist die Strafe, weil sie so oft mit Chantal ausgebüxt ist, weil sie mit Papas Geld so oft Kleider und Make-up bezahlt hat, anstatt es während der Messe in das Opferkörbchen zu werfen, und weil sie letzten Sonntag die Hostie ausgespuckt hat. Das ist die Strafe fürs Schuleschwänzen und dafür, dass sie Chantal bei deren Eskapaden rund um dubiose Hotelzimmer und fragwürdige Partys begleitet hat, die Strafe, weil sie in der letzten Geschichtsarbeit gespickt hat, anstatt zuvor zu büffeln. So wird sie also sterben – am Abend vor dem Tag, an dem sie sechzehn wird, mitten in Matongé. Ihr Herz hämmert.

»Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnade, der Herr ist mit dir. Du bist gebenedeit unter den Frauen ...«, murmelt sie und geht schneller.

»*Citoyenne?*«, ruft der Mann noch einmal. Seine Stimme klingt lauter, er kommt näher. Mira wirft einen Blick hinter sich, geht aber weiter. Der Mann hat die Hand erhoben, sein Hemdkragen ist aufgeknöpft, die Ärmel sind hochgekrem-pelt. Aber nicht deswegen hört sie nun auf zu beten, sondern weil sie ihn im schummrigen Licht einer Lampe wiedererkennt – Charlie Bolingo. Jeder, der auch nur auf einer einzigen Party in Matongé war, kennt Charlie Bolingo, den Leadgitarristen der Band Les Citoyens de la Capitale. Er hat in dieser Nacht nicht gespielt, aber er ist es. Das sieht sie an dem riesigen, ungekämmten Afro, der zwar nicht annähernd so riesig ist wie die Afros der Jackson Five, aber trotzdem schon von Weitem auffällt.

»*Citoyenne?*« Er geht auf sie zu. Aus der Nähe sind sein eckiges Gesicht und die rötlich glänzende Haut zu erkennen. Er sieht nicht halb so gut aus wie King Kester mit seiner markanten Kieferpartie und dem schwermütigen Blick, für den alle Mädchen in Kinshasa ihre Verlobten sofort verlassen würden. Und er ist auch kein Papa Wemba, der sein unspektakuläres Gesicht und seine geringe Körpergröße mit seiner tremolierenden Stimme und den psychedelischen Klamotten mehr als wettmacht. Vielleicht liegt es an Charlie Bolingos Mund, der wie ein Fluss geformt ist, an seinen geschwungenen Wimpern, den gelenkigen Beinen – an der Art, wie er sich locker hinstellt, der Rücken gerade, die Schultern entspannt, der Kopf leicht gesenkt wie auf der Bühne – vielleicht bleibt Mira deswegen stehen.

»Hast du dich verlaufen?« Er hat eine schöne Stimme, leicht heiser. Mira stammelt vor sich hin, während sie nach etwas Ausschau hält, das erklären könnte, warum sie mitten in der Nacht allein hier draußen herumläuft. Er könnte schließlich gefährlich sein, Musiker hin oder her.

»Nein, ich warte auf –«, sagt sie auf Französisch, sieht sich noch einmal um und entdeckt ein Coca-Cola-Plakat auf der anderen Straßenseite. Ein Mann und eine Frau, die an einem Swimmingpool sitzen.

»Ich warte auf meinen Ehemann«, fügt sie hastig auf Lingala hinzu. Chantal hat ihr verraten, dass sie Lingala sprechen muss, wenn sie etwas um die Hälfte billiger haben will. Sie schluckt und nestelt am Gurt ihrer Ledertasche.

»Auf deinen Ehemann?« Er betrachtet ihre ringlose Hand, hebt den Blick zu ihren Sternchen-Cornrows, und seine Lippen verziehen sich zu einem breiten Grinsen. Mira sieht das schmale Bärtchen rings um den Mund, der wie ein Fluss geformt ist. Er muss mindestens drei, vier Jahre älter sein als sie.

»Da wirst du lange warten müssen. Hast du überhaupt schon deinen Schulabschluss in der Tasche?«, fragt er spöttisch.

Mira öffnet verdutzt den Mund, weiß aber nichts zu erwidern und gibt schließlich zu, dass sie mit Chantal gekommen ist. »Sie ist bestimmt gleich wieder da, sie muss nur was ...« – sie schaut weg – »erledigen.« Warum hat sie das gesagt? Sie hätte bei der Geschichte mit ihrem Ehemann bleiben sollen. Wie kommt der Typ dazu, einfach ihr Alter anzusprechen? Er lacht leise in sich hinein, seine Brust hebt und senkt sich unter dem offenen Hemd.

Mira sieht ihm in die Augen. »Was?«, fragt sie, hin- und hergerissen zwischen Angst und Respekt. Wenn sie aus dieser Sache lebend rauskommt, wird sie Chantal gehörig die Meinung geigen. Nein, zuerst wird sie ihr ganzes Geld zusammenkratzen und in der Sonntagsmesse in den Spendenkorb werfen und erst dann Chantal die Meinung geigen. Vielleicht hat Mama recht, wenn sie über Chantal sagt: »Einem Mädchen aus einer armen Familie kann man nicht trauen. *A mona mobali a leka te!* So eine lässt keinen Mann aus.«

Mira wird nie verstehen, was Chantal von den vielen Männern hat. Die älteren, die Minister und ausländischen Geschäftsleute, hält sie sich für künftige Zeiten – »Ich bin eine arme Frau aus Kinshasa. Selbst wenn ich es schaffe, mein Studium irgendwie zu bezahlen – wer gibt mir danach einen Job? Man muss sich zu helfen wissen!« Doch das erklärt nicht, warum Chantal auch viele Liebhaber in ihrem Alter hat. Einen hat Mira sogar mal Didier statt Francis genannt – Zwillinge miteinander betrügen, das schafft nur Chantal. Mama glaubt, dass sich Mira mit Chantal herumtreibt, um in Kinshasa Ausschau nach Männern zu halten, aber Mira will einfach nur tanzen und Party machen. Und mit wem lässt sich besser feiern als mit Chantal N'djoli? Der einzigen Schülerin an der *École Privée du Sacré-Cœur*, deren Vater kein Firmenchef oder Minister ist. Chantals Mutter, die in der Schule putzt, hat ein paar Leute ganz oben irgendwie überredet, ihr Kind in eine der elitärsten Schulen Kinshasas aufzunehmen, und zwar kostenfrei. Chantal weiß alles über jeden in *Sacré-Cœur* – welche Schülerinnen mit welchen Lehrern zusammen sind –, und von

ihr hat Mira auch alles über die *chéries* und *carines* und über das, was die Mädchen nachts im Schlafsaal so alles treiben.

Mira hat es erst nicht glauben können. »Zwei Mädchen zusammen?«, fragte sie fassungslos. Doch dann wurden Élodie und Antho gemeinsam nackt im Bett erwischt und mussten um die Schule herummarschieren und sich vorführen lassen.

»Der Club ist seit einer Stunde geschlossen, und du wartest noch immer?« Der Mann zieht die Brauen hoch und grinst Mira an. Es liegt etwas in seinem Blick, eine Eindringlichkeit, die Mira dazu bringt, von einem Fuß auf den anderen zu treten.

»Was ist dein Problem? Lass mich in Ruhe!«, faucht sie ihn auf Französisch an.

Er wirkt verblüfft, doch dann wird sein Gesicht wieder weich, und das Mondsichelgrinsen ist auch wieder da, und Mira bereut es sofort, ihn angeschrien zu haben.

»Sie kommt bald zurück«, sagt sie leise auf Lingala. Es klingt eher hoffnungsvoll als gewiss.

Er nickt. »Ich fahre dich heim. Das ist meine Pflicht als guter *citoyen*.« Er hebt den Zeigefinger, was heißt, dass Mira nicht weggehen soll. »Bin gleich wieder da. *Zela ngai* – warte auf mich«, sagt er und verschwindet in die Nacht. Er wird doch nicht glauben, dass sie zu ihm in ein Auto steigt! Ihr Blick folgt dem Gehweg mit den dickstämmigen Bäumen bis zur Kreuzung mit der Avenue de la Victoire. Sie zieht ihre hohen Schuhe aus und macht sich auf den Heimweg. Und sie überlegt sich schon eine Geschichte, mit der sie erklären kann, wo sie war, falls Mama sie ausgetrickst hat und mitten in der Nacht in ihr Zimmer gegangen ist, was sie

seit der Sache mit Télé Zaire oft macht. Kurz darauf hört sie hinter sich Reifen surren.

»*Citoyenne!*«, ruft der Mann.

Mira bleibt stehen, dreht sich um und reißt ungläubig die Augen auf.

»Was ist das?« Sie deutet auf das irre Vehikel.

»Mein Fahrrad«, prahlt er, balanciert einen Fuß auf dem Pedal und tippt mit dem anderen zärtlich in den Straßenstaub.

Der Anblick des ganglosen Rads und der über die Sohlen der Flip-Flops ragenden Zehen von Charlie Bolingo bringt sie zum Lachen. »Auf das klapprige Ding soll ich mich setzen? Damit schaffen wir es nicht mal zur Avenue de la Victoire!«

»Und wie willst du nach Hause kommen? Willst du weiter auf deinen Ehemann warten? Es gibt eine Ausgangssperre, ist dir das klar? Und deine Klamotten würde ich nicht gerade als schicklich bezeichnen«, fügt er boshaft hinzu.

Mira schaut auf ihre Jeans, auf die Stöckelschuhe in ihrer Hand, dann wieder auf das Rad. Sollte sie von einem Soldaten gestoppt werden, wird er fragen, warum sie Hosen trägt und warum sie, eine Schülerin, um diese Zeit noch draußen ist. Wenn sie sagt, wer ihr Vater ist – die Methode, die ihr aus den meisten heiklen Situationen heraushilft –, wird der Soldat darauf bestehen, sie zu ihren Eltern zu bringen, und alle aufwecken. Dieses Risiko kann sie nicht eingehen, nicht am Tag vor ihrem Geburtstag, wenn das Haus schon voller Tanten und Onkel ist, die nur zu Geburtstagen, Hochzeiten und *matangas* kommen – oder wenn sie Geld

für den Krankenhausaufenthalt brauchen. Und morgen ist nicht einfach nur ihr Geburtstag; morgen wird Papa oben-drein seine große Ankündigung machen. Monatelang haben sie von nichts anderem mehr gesprochen als von dieser Ankündigung; sie war auch der Grund, warum Miras Eltern nach der Sonntagsmesse länger geblieben sind und warum Papa in letzter Zeit mehr Besucher in seinem Arbeitszimmer empfangen hat als früher. Sie muss nach Hause. Aber wo wird sie landen, wenn sie sich zu Charlie Bolingo aufs Fahrrad setzt?

»Ich gehe zu Fuß –« Über ihnen leuchtet es und gleich wieder und noch einmal. Dann zucken Blitze über den schwarzen Himmel, Donner dröhnt, und es beginnt zu regnen. Riesige Tropfen prasseln zu Boden. Charlie Bolingos Afro fällt in sich zusammen, und sein Gesicht und seine Brust sind nass, aber er grinst und streckt Mira die Hand entgegen. Mira seufzt und lässt sich von ihm auf das Rad hinaufhelfen.

»Leg die Arme um meinen Bauch, und halt dich fest!«, schreit er, und nachdem sie ihm ihre Adresse genannt hat, tritt er in die Pedale, und sie gleiten gemächlich los.

So plötzlich der Regen eingesetzt hat, hört er wieder auf, und die Luft duftet süß und zitronig wie umgegrabene Erde. Mira schließt die Augen und betet zu Mama Maria um eine sichere Heimkehr, während der Himmel aufklart und das rostige Fahrrad knarzt. Charlie Bolingo strampelt und strampelt. Mira öffnet die Augen. Sie fahren in die Nacht hinein, und die Anstrengung wird mit jeder Bewegung größer. Sie fahren so langsam, dass Mira zu Fuß schneller gewesen wäre.

»Du da hinten, lebst du noch, *citoyenne?*«, ruft er fröhlich, als wäre das alles völlig normal.

»Ja«, erwidert sie leise.

»Kann dich nicht hören.«

»Ja!«

Er lacht. Es klingt wie Musik und nach Übermut, und sein Lachen vibriert an Miras Brust.

Sie erkennt keine einzige Straße und fragt, wo sie sind, und er antwortet, dass er einen Umweg macht, damit sie nicht an einem Checkpoint landen.

»Keine Angst, ich bring dich sicher nach Hause, *citoyenne.*«

Sie umklammert ihn fester und schluckt. Als sie wieder aufblickt, sieht sie endlich Vertrautes: die Gebäude der SNEL und des staatlichen Transportunternehmens ONATRA, die Banque du Zaïre, wo Tonton Sylvain arbeitet, die große Gartenanlage des Palais de la Nation, das Hotel Intercontinental, wo Papa Squash spielt. Vor den Gebäuden erheben sich jeweils zwei riesige Fahnenmasten; an dem einen hängt die Nationalflagge – ein gelber Kreis und eine braune Hand mit einer roten Fackel auf grünem Hintergrund –, am anderen das Wappen von Zaïre mit dem Kopf eines Leoparden, der das Maul weit aufreißt, links umschlossen von einem Olivenzweig, rechts von einer Mondsichel. Unter dem Kopf des Leoparden kreuzen sich zwei Speere, und ganz unten steht wie auf eine Schriftrolle geschrieben *Justice Paix Travail*. Mira sieht die beiden Fahnen jeden Morgen auf dem Schulhof, wenn *La Zaïroise* gesungen wird. Papa hat vor Stolz gestrahlt, als sie ihm die Hymne zum ersten Mal vortrug, ohne den Text zu vergessen.

Dann taucht auch schon der Fluss Zaire vor ihnen auf, und Miras Schultern lockern sich. Während sie auf der Promenade dahinfahren, singt Charlie Bolingo ein Lied, das Mira kennt – Papa singt es jeden Morgen, während er die Zeitung liest – *Ebale ya Zaire*. Sie legt die Wange an Charlie Bolingos Rücken, sieht zu, wie die Sonne aus dem Fluss hervorsteigt, und lauscht Charlies Stimme, die schöner klingt als alles, was sie jemals gehört und geschmeckt hat.

Als das Lied zu Ende ist, ruft er: »*Kinshasa la belle!*«

Sie bremsen am Eck vor Miras Haus, und sie bedankt sich für die Fahrt. Er nickt und hebt sein Rad mit einer Hand in die Höhe. Sie tastet nach ihrem Kettchen, da fällt ihr der Dieb ein.

»Verdammt!«, ruft sie.

Er beugt sich zu ihr. »Was ist?«

»Mein Kettchen – jemand hat es mir geklaut, als ich aus dem Club gegangen bin.«

»Wie sieht es aus?«

»Der Anhänger ist ein Kruzifix aus massivem Gold. Mama bringt mich um!«

Am Morgen nach dem Besuch von Papa Pasteur schreckte ich aus dem Schlaf, weil ein Güterzug kreischend über die Schienen rumpelte. Heiraten? Und obendrein Bruder Fabrice? Hatte Tantine Mireille vom vielen Fasten und Beten total den Verstand verloren? Mein Handy klingelte, und ich suchte hektisch danach, weil ich dachte, es wäre Kay. Auf dem Display stand aber weder eine Londoner Nummer noch +243, die Vorwahl von Kongo. Trotzdem wusste ich, dass der Anruf von Mama kam.

»Mama?«, brüllte ich zum Handy hinunter, während ich es so hastig vom Nachttisch nahm, dass es mir fast aus der Hand fiel.

»Mein Herz, hörst du mich?«, fragte sie auf Französisch. Im Hintergrund waren undeutlich Stimmen zu hören.

»Wo bist du, Mama?«

»Auf dem Weg nach Genf, ich bleibe zwei Wochen. Dann weiter nach Südafrika und wieder nach Hause zu Großmutter. Sie ist immer noch mitgenommen von Großvaters Beerdigung. Ich kann nicht lang wegbleiben, aber bei MSF geht es nach der Schließung der Büros in Iran drunter und drüber, und ich bin total im Stress.«

Sie seufzte schwer, und ich stellte mir vor, wie sie an ihrem Dutt herumdrückte – das machte sie immer, wenn sie abgekämpft war.

»Und Papa? Ist er wieder in Binza?«, fragte ich ungeduldig. Ich hoffte, sie würde die Frage bejahen und ich könnte ihn anrufen. Mama war in letzter Zeit nur noch an Flughäfen und erfüllte eine Mission nach der anderen für Médecins Sans Frontières, während Papa die ganze Zeit in Mbandaka war. Ich hasste den Krieg – er hatte mich nach England gebracht und unsere Familie auseinandergerissen.

»Nein.« Es wurde still. »Sylvain bleibt jetzt erst mal in Mbandaka.«

Sie räusperte sich, und ihre Stimme klang fröhlicher. »Mein Flug wird gleich aufgerufen. Jetzt erzähl mir die große Neuigkeit!«

»Die große Neuigkeit?«

»Als ich zurück in Binza war, hast du von Neuigkeiten gesprochen.«

»Ach so, ja.« Gerade als ich ihr von meinem Job bei Bailey & Cunningham erzählen wollte, ertönte eine Lautsprecherdurchsage.

»Mein Flug«, sagte Mama hastig. »Wir telefonieren, sobald ich gelandet bin.«

Sie holte tief Luft, und ich wusste sofort, was sie sagen würde: dasselbe, was sie gesagt hatte, als ich sechzehn wurde, als ich meinen Abschluss feierte, als ich mit meinem Praktikum fertig war – das, womit sie jedes Gespräch beendete.

»Es hat geklappt, nicht wahr?«, sagte sie sanft. Ich sah ihr herzförmiges Gesicht vor mir, ihre Wangen, die beim Spre-

chen weicher wurden. Wäre sie bei mir gewesen, hätte sie mich jetzt umarmt, und ich hätte ihr Rosenwasserparfüm eingeatmet, bis ich selbst danach gerochen hätte.

»Ja, Mama, es hat geklappt«, erwiderte ich tonlos und sah zu, wie sich das matte Morgenlicht durch die Vorhangritzen zwängte. Das Handy verstummte. Meine Tür wurde aufgerissen, und Tantine Mireille stand da. Sie trug schon Kittel und *kitambala* mit dem Aufdruck *WeClean*. Grelles gelbes Licht drang aus dem Gang in mein Zimmer. Ich kniff die Augen zusammen. Ich hasste es, dass sie nie klopfte.

»Ich bin heute Abend beim Frauengebetkreis«, verkündete sie in mechanischem Ton – es klang zwar nicht kalt, aber auch nicht so, wie Mama gerade am Handy mit mir gesprochen hatte, nämlich so, dass ich ihre Lust, mit mir zu reden, heraushören konnte. Ich nickte und sah zu ihr hoch. Wir hatten die gleiche tiefbraune Haut, rötlich braun wie Kastanien, nur glänzte sie nicht mehr weich, sondern war in der Winterluft hart und fahl geworden. Im Gegensatz zu Mama und Großmutter fehlten uns die afrikanischen Gene für einen vollen Busen und breite Hüften. Tantine Mireille war schlank; nur an den Hüften und Pobacken saß gerade so viel, dass man auch von hinten erkennen konnte, dass sie keine Weiße war. Sie hatte die gleichen Augen wie Großvater – eng stehend und wie Mandarinschnitze geformt. Großvaters Augen hatten sich beim Lachen immer verengt, bis seine glänzenden schwarzen Pupillen hinter den Mandarinschnitzen verschwunden waren. Ich vermisse sein Lachen; Tantine Mireille lachte nie.

»Morgen«, sagte sie noch und sah mir in die Augen, aber ihr Blick war so leer, als würde sie die Wand anstarren. »Was

Papa Pasteur gestern Abend gesagt hat, besprechen wir morgen.«

Ich nickte. Ich hatte längst gelernt, nie Fragen zu stellen. Sie ging raus, drehte sich aber plötzlich um. »Wie war dein erster Arbeitstag?«, fragte sie etwas unbeschwerter, aber ohne zu lächeln.

»Gut«, antwortete ich auf Englisch.

»Gelobt sei Gott.« Sie nickte. Dann sagte sie, was sie immer sagte, wenn ich allein in der Wohnung blieb, und jeden Abend, bevor ich ins Bett ging.

»Psalm 23, Bijoux. Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln.«

Ihre Stimme wurde immer ganz weich, wenn sie das sagte.

Sie ging hinaus und schloss die Tür.

Ein Güterzug fuhr rumpelnd vorbei. Ich sprang aus dem Bett und lief ins Bad, um mich für die Arbeit zurechtzumachen. Im Büro startete ich fast den ganzen Tag nur auf die Uhr, und sobald es ging, machte ich mich auf den Weg zu Kay.

Ich lief aus dem Bahnhof Peckham Rye, um dem Regen und dem unausweichlichen Geruch nach Kummer und frittiertem Fisch zu entgehen, vorbei an ghanaischen und indischen Ladenbesitzern, die Berge von Jamswurzeln und Scotch-Bonnet-Chilis umschichteten, vorbei an den beiden alten Damen aus der Karibik, die über eine Hochzeit tratschten, bei der es zu viel Rum und zu wenig Ziegencurry gegeben hatte, bis ich endlich das Bussey Building erreichte – den alten Backsteinbau, der sich fast verlor zwischen

Peckhams anderen Himmlischen Kirchen und mehreren Friseursalons – Jumi’s Crown of Glory, Bunmi’s International Hair Salon, Divine Destiny. Für Tantine Mireille bedeutete der Donnerstag Frauengebetskreis in The Mountain, für mich Open Mic im Café Zami.

Das Café war rappellvoll. Lautes Stimmengewirr und ein Geruchsgemisch aus Tabak und Kakaobutter; aus den Lautsprechern dröhnte *Milksshake*, der Kelis-Song, der schon den ganzen Sommer rauf und runter gespielt worden war. Wenn der Song im Zami gesungen wurde, lockte der Milkshake allerdings alle Mädchen in den Garten – und nicht die Jungs wie im Song. Im ganzen Raum standen Tische und Stühle, die nicht zusammenpassten. An der Wand über dem Bücherregal hingen Fotos, die Kay gemacht hatte – gerahmte Schwarz-Weiß-Bilder von gefalteten Händen. Die Fotos waren wunderschön. Immer wenn ich sie mir ansah, dachte ich an meine Malstunden bei Madame Mwanza am Frühstückstisch in Binza. Und vorn im Café war die Bühne mit den zwei riesigen, nebeneinander hängenden Regenbogenfahnen und den blinkenden Lichterketten. Weil die Bühne leer war, das Licht im Zuschauerraum brannte und die Leute die Bar stürmten, wusste ich, dass gerade die Pause begonnen hatte.

Ich versuchte mich zu Kay durchzukämpfen, aber es war zu voll. Ich kannte inzwischen alle Stammgäste im Zami: die Dichterin aus Bangladesch im roten Sari und mit Doc Martens, Danté, die als Dragking im weißen Unterhemd und mit aufgemaltem Bärtchen *Pony* von Ginuwine sang. Die ersten Male hatte ich mich dort ziemlich unwohl gefühlt. Es prasselten so viele Eindrücke auf mich ein – die

Klamotten, die Gespräche über Kolonialismus, über Genderfluidität und Sexualität, die neuen Wörter und Akronyme: *Stud*, *Hard Femme*, *Gold Star*, *QTIPOC*, *Coming-out*. Alle waren bildende Künstlerinnen oder Schriftstellerinnen, und ich war mir nie sicher, ob ich dazugehörte. Ich war nur Kays Freundin – die langweilige Angestellte. Mir war klar, dass mich alle so sahen, auch wenn Kay das immer bestritt. Und es stimmte ja auch, an mir war nichts Besonderes. Seit ich in England lebte, hatte mir Tantine Mireille nur Schweigen beigebracht, und *The Mountain* hatte »Schwester Bijoux« aus mir gemacht. Wie sollten die anderen diese Bijoux mögen, wenn ich sie in Wahrheit selbst nicht mochte?

Kay arbeitete an der Bar. Sie hatte ihre Dreadlocks zu einem High Bun geschlungen, sodass der Undercut gut zu sehen war, und ihre nackten Arme ragten aus einem alten Lakers-Trikot hervor. Als sie mich sah, winkte sie. Fast ein Jahr zusammen, und ich hatte das Gefühl noch immer jedes Mal, wenn ich sie sah – das Gefühl zu zerfallen. Ich winkte zurück und lächelte und ging nach hinten zu Birdy und Salima, die wie gewohnt am Tisch vor dem Bücherregal saßen. An den Seitenteilen von Birdys Rollstuhl klebten Regenbogensticker, sie trug einen kurzen Afro, und auf ihrem T-Shirt stand *Eat Pussy, Not Animals*. Salima saß neben ihr und hielt ihre Hand. Sie trug braune Stiefel und einen weißen Jumpsuit, der wie ein Raumanzug aussah. Vieles an dieser Beziehung verstand ich noch immer nicht: An einem Tag waren sie total verliebt, am nächsten küsste eine von ihnen eine andere. Ja, vieles am Zami verstand ich noch nicht, aber wie bei Tantine Mireille hatte ich auch

hier gelernt, keine Fragen zu stellen und nicht mehr »er« oder »sie« zu sagen wie bei Leo, einem früher sehr wichtigen Menschen für Kay, der eine Menge Tabletten geschluckt hatte und tot in seinem Zimmer gefunden worden war. Kay hatte mir erzählt, dass ihn seine Eltern beim Begräbnis immer noch als Daniella bezeichnet und ein Foto von ihm mit neun in einem Minnie-Mouse-Kleid aufgestellt hatten.

»Beej!« Salima sprang von ihrem Stuhl auf und umarmte mich. »Schade, dass du gestern nicht zur Ausstellung gekommen bist, es war so cool! Und es gab eine Riesenparty.«

Ihre blonden Locken wippten, und die winzige Kugel an ihrem Septum-Piercing klirrte leise. Obwohl Salima schon seit mehr als zehn Jahren in London lebte, hatte sie einen starken deutschen Akzent, und alles, worüber sie sprach, klang so, als würde sie es zum ersten Mal erleben.

»Tut mir leid«, murmelte ich.

»Geht's dir gut, Süße?«, fragte Birdy lächelnd. »Wie ist der neue Job?«

Birdy war vor einigen Jahren aus Manchester weggezogen und hatte kaum noch einen Akzent, verwendete aber weiterhin einzelne nur dort gebräuchliche Wörter.

Ich schälte mich aus meinem Mantel und zog einen Stuhl unter dem Tisch hervor. »Gut.«

»Stimmt was nicht?« Birdy musterte mich. Sie war die Einzige im Zami, die noch mit ihren Eltern redete – vielleicht weil ihre Adoptiveltern weiße Engländer waren –, und von allen im Zami mochte ich sie am meisten. Sie hatte ihre biologische Mutter, eine Jamaikanerin, die geheiratet und weitere Kinder bekommen hatte, mit ganz schlechtem

Gewissen gesucht und war bei der Begegnung mit ihr enttäuscht gewesen. Sie habe gar nichts empfunden, hatte sie mir erzählt, und das kannte ich auch.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, alles in Ordnung.«

Ich sah zu Kay hinter der Bar und hoffte, dass die Pause bald vorbei sein würde. Kay würde mir helfen, den Besuch von Papa Pasteur zu verstehen, sie würde mich beruhigen. Das schaffte sie immer. Sie hörte zu, wenn ich mich über Tantine Mireille beklagte, und sie verstand, warum ich nicht bei ihr übernachten konnte und mir immer erst eine Lüge einfallen lassen musste, wenn ich mich mit ihr treffen wollte. Kay stammte aus Birmingham. Ihr Vater war Pastor, und ein Mitglied seiner Gemeinde hatte sie in einem Underground-Gay-Club erwischt, als sie vierzehn war. Sie hatte mir nicht alles erzählt, was damals passiert war – nur dass sie den Sommer in Enugu in Nigeria hatte verbringen müssen und danach in Birmingham das Geld fürs Schulmittagessen sparte und sich auf einem Platz ganz hinten in einem Bus nach London davonmachte. Seitdem war sie nie wieder in Birmingham gewesen, nicht mal zum Begräbnis ihrer Mutter.

Das Licht im Café wurde runtergedimmt, und Indigo, die durchs Programm führte, schlurfte auf die Bühne. Sie war dick und älter als die meisten im Zami – so alt wie Mama vielleicht –, hatte aber Tattoos an den Armen und trug Massen von breiten Silberreifen und Halsketten. Sie organisierte Demonstrationen und Petitionen – nicht nur für die Gäste im Zami – und hatte zusammen mit vielen anderen Leuten in Peckham eine Petition gestartet, mit der die Pläne der Behörden, das Bussey Building abzureißen

und stattdessen ein Tramdepot zu bauen, gestoppt werden sollten. Nach Kays Ankunft in London hatte Indigo sie mit Birdy zusammengebracht, die Kay ins Hinterzimmer einziehen ließ – das Gästezimmer in Birdys Haus in der Angel Hill Road, in dem immer irgendwer wohnte, der ein Bett für eine Nacht, manchmal auch für ein paar Monate brauchte. Als eine Mitbewohnerin auszog, wechselte Kay vom Hinterzimmer in das frei gewordene Zimmer. Und nachdem Zahrah draußen vor dem Heaven, dem Gay-Club in King's Cross, von einem Mann abgepasst worden war, hatte Indigo sie aufs Revier gebracht, und Birdy hatte sie im Hinterzimmer wohnen lassen, bis sie zu ihrer Großmutter zog.

»Liebe Leute, darf ich um eure Aufmerksamkeit bitten!«

Indigo klopfte aufs Mikrofon. Ihr rasierter Kopf sah unter dem Scheinwerfer wie eine glänzende schwarze Kugel aus. Es wurde still. Nur die hundert Reife an ihrem Arm klinkten.

»Liebe Leute, wir schreiben heute Geschichte. Geschichte! Heute ist der Tag, für den wir so lang demonstriert haben, um den wir gebetet haben. Heute ist es endlich so weit, meine Lieben.«

Sie holte tief Luft, doch als sie weiterreden wollte, brach ihre Stimme. Ich erschrak – ich hatte keine Ahnung, was passiert war. Ich hoffte nur, dass es nicht noch mehr schlimme Nachrichten gab, dass niemand das Hinterzimmer brauchte. Ich erinnerte mich an Zahrahs Gesicht, als sie aus dem Polizeirevier kam, an ihre geplatzte Lippe und ihren leeren Blick, ihr Schweigen. Im Zami gab es zwar Poetry Slams und Drag Shows und Filmnächte, aber auch immer

schlimme Nachrichten. Bei meiner ersten Begegnung mit Kay, als ich auf dem Heimweg von meinem Praktikum war und sie mich an der Bushaltestelle ansprach, trug sie ein gelbes Cap von New Era mit dazu passenden gelben Air Force 1s, die aussahen wie frisch aus der Schachtel. Sie hatte mich nach der Uhrzeit gefragt, und als ich auf ihre Armbanduhr sah, sagte sie: »Du hast mich ertappt. Aber ich wollte halt mit dir reden.«

Nachdem wir von der Sache mit Leo erfahren hatten, war ihr Zimmer wochenlang voller Rauch; ihre Augen waren rot, und ihr Hoodie roch wie ein Stinktief – wie eingetrocknete Katzenpisse, sagte sie selbst. Erst seit ein paar Wochen war sie wieder wie früher, trug ihre Air Force 1s, flirtete, lächelte; ich hatte dieses Lächeln vermisst.

»Hey, du«, rief jemand.

Ich drehte mich um, und hinter mir stand Kay. Ich fühlte mich erleichtert. Endlich war sie da.

Sie nahm sich einen Stuhl, setzte sich und schlang die Arme um meine Taille.

»Na, du?« Ihr Atem wärmte meinen Nacken, und ich entspannte mich und legte meinen Kopf an ihre Schulter. Indigo stand noch immer auf der Bühne und sprach ins Mikro. Hinter ihr blinkten die Lämpchen.

»Wir kämpfen schon so lang. Ich bin stolz, heute mit euch zusammen hier zu sein.« Sie ließ den Blick über die Leute wandern, als würde sie sich jedes Gesicht genau ansehen.

»Heute, Donnerstag, den achtzehnten November 2004, hat das Parlament das Lebenspartnerschaftsgesetz verabschiedet. Ab heute sind wir rechtlich gleichgestellt.« Sie

legte die Hand an die Brust und sagte mit strahlendem Lächeln leise ins Mikro: »Gleichgestellt.«

Einen Moment blieb es ganz still. Dann brachen alle in einen einzigen Jubelschrei aus.

»Wir haben's geschafft!«, schrie Birdy. Salima warf die Hände in die Luft, und die beiden küssten und küssten sich und wischten sich zwischendurch gegenseitig die Tränen aus dem Gesicht.

»Ja!« Kay sprang auf und rief breit grinsend: »Ja, ja, ja, ja!«

Ich blieb sitzen und sah ihnen zu. Ich wusste nicht, was ich tun und was ich fühlen sollte. Bei dem Gedanken an die Hochzeit von zwei Frauen oder zwei Männern fiel mir wieder Papa Pasteur in unserem Wohnzimmer ein.

»Gott hat dich für Bruder Fabrice auserwählt.«

Mir wurde schwindlig von dem Geschrei und Gehüpf.

»Gleichgestellt!«, brüllte Indigo ins Mikrofon und stieß die Faust in die Luft. Die Lämpchen blinkten, und der Boden zitterte, als sie alle die Fäuste reckten und wie aus einem Mund skandierten:

Gleichgestellt!

Gleichgestellt!

Gleichgestellt!

Kay nahm mein Gesicht zwischen die Hände und beugte sich zu mir, um mich zu küssen. Ich wich zurück.

Als sie die Augen hob, lag ein Schatten auf ihrem Blick.
»Was ist mit dir, Beej?«

Die Musik und die Stimmen aus dem Café dröhnten durch die Toilettenwände: *My neck, my back. Lick my pussy and my crack.* Kay lehnte sich an eine Kabinentür.

»Jemand aus deiner Kirche muss uns gesehen haben.« Ihre Stimme war heiser. »Du kannst nicht nach Hause zurück. Du bist da nicht mehr sicher.«

Das hatte ich mir auch schon gedacht, aber wenn wir tatsächlich gesehen worden wären, hätte Tantine Mireille das erwähnt. Außerdem hatte Papa Pasteur gesagt, dass sie seit Wochen wegen Bruder Fabrice und mir gebetet hätten; sie konnten unmöglich von meiner Beziehung mit Kay wissen. Ich lehnte mich ans Waschbecken. Kay zog ein Blatt Papier aus der Hosentasche und gab es mir. Ein Brief vom Schomburg Center in New York, die Bestätigung eines Aufenthaltsstipendiums.

Ich lächelte sie an. »Du hast es gekriegt! Warum hast du mir nichts gesagt?«

Sie schwieg eine Weile. Dann sagte sie ruhig: »Ich komme danach nicht zurück, Beej.«

»Was?« Ich überflog den Brief in meinen zitternden

Händen – der Aufenthalt war auf ein halbes Jahr beschränkt.
»Du gehst weg? Für immer?«

Ich versuchte mit fester Stimme zu sprechen, aber es ging nicht. Das sagte sie mir einfach so? Als hätten ihr die vergangenen Monate nichts bedeutet? Ich hatte mich gerade an ihre Welt gewöhnt, ich belog Tantine Mireille, schlich mich aus der Wohnung – und wofür? Damit sie nach Amerika ging und mich alleinließ. Andererseits – was hatte ich erwartet? Ich war ja immer von allen verlassen worden. Ich sah die Feuerwand, die Leuchtstoffröhren am Flughafen Heathrow, und meine Kehle wurde eng.

»Du verstehst nicht.« Kay ging einen Schritt auf mich zu. Ich roch den Mentholbalsam aus dem Salon an ihrem Nacken. »Komm mit, Beej. Komm mit nach New York«, flüsterte sie mit sanftem, flehendem Blick.

»Nach New York?« Ich sah sie an, als wäre sie verrückt geworden. »Was willst du denn hinterher machen? Und was soll ich dort tun?«

Bevor sie etwas erwidern konnte, stürmten zwei Frauen lachend und schwankend in die Toilette. Die eine hatte einen Bürstenschnitt und platinweiß gefärbtes Haar, die andere trug einen gemusterten Hijab. Die mit den platinweißen Haaren zog ein braunes Fläschchen aus der Tasche, und sie torkelten gemeinsam in eine Kabine.

Kay und ich sagten kein Wort. Plötzlich kam die platinweiß gefärbte Frau wieder raus und bot uns das Fläschchen an. Ein Popper. Liquid Gold.

Kay schüttelte für uns beide den Kopf. »Danke, kein Bedarf.«

Die Platinweiße nickte. Dann rief sie: »Mann, Amina,

beeil dich!« »Bin schon da!«, erwiderte Amina, riss die Tür auf und verließ die Kabine. »Gleichgestellt!«, brüllten beide, während sie mit erhobenen Fäusten aus der Toilette stolperten.

Kay brach das Schweigen. »Seit Leo ...«, sagte sie und stockte. »Seit Leo will ich meine Wahrheit leben, Beej. Ich will kein Geheimnis mehr sein.«

Das hatte sie in letzter Zeit oft gesagt, aber ich wusste immer noch nicht, wie sie das meinte. »Es wird sich viel ändern. Mein Job als Anwaltsgehilfin – ich verdiene jetzt Geld. Ich kann bald –«

»Du glaubst, dass sich irgendwas ändert, nur weil du jetzt einen Job hast?«, fragte sie spöttisch. »Diese Kirche hat dich im Griff; deine Tante hat dich im Griff. Nichts ändert sich, wenn wir hierbleiben, gar nichts.« Sie schüttelte den Kopf. »Wir gehören nicht hierher.«

»Aber wir leben hier, und jetzt gibt es das neue Gesetz – wir sind gleichgestellt! Das hast du doch immer gewollt! Du hast da draußen genauso gejubelt wie alle anderen!«

Sie schüttelte den Kopf und schnaubte verächtlich. »Gesetze sind für reiche weiße Männer – für Politiker und für Elton John. Für uns beide ändert sich gar nichts. Wir leben weiter mit diesem Bullshit, werden weiter auf der Straße beschimpft und Scheißlesben genannt und von jedem Rastaman bespuckt, der uns Händchen halten sieht. Du kannst was Besseres erreichen, als in einem Job zu bleiben, der dir nicht gefällt, was Besseres als deine Kirche. Es gibt so viel mehr für dich, Beej! Da drüben gibt es ganze Straßen, ganze Communitys mit Leuten wie uns – Schwarze, Braune

Leute, die wirklich leben! Du könntest wieder malen. Ich will endlich irgendwo dazugehören!«

Sie drückte ihre Wange an meine. Ihr warmer Atem roch nach Rum und Tabak.

»Ich liebe dich.« Sie küsste mich. Ihr Mund wanderte meinen Hals hinunter und über die Schulter. »Komm mit.«

Ich wich einen Schritt zurück und sah sie an. »Und wenn ich nicht mitgehe? Würdest du dann zurückkommen?«

Sie nahm meine Hand und führte mich in die Kabine. Ich schloss die Augen, und sie drückte mich an die Tür. Ihre Hand glitt in meiner Strumpfhose nach unten und schob meinen Slip zur Seite. Ich stöhnte leise und stieß gegen sie, während sie mich berührte. Wir pressten uns aneinander, bewegten uns wie ein Körper und wiegten uns vor und zurück, zuerst langsam, dann schneller. Ich bohrte meine Fingernägel in ihren Rücken, und sie bewegte ihre Hüften schneller und schneller, bis ich zerfiel.

»Komm mit.«

Plötzlich sah ich es vor mir, als würde in meinem Kopf ein Aquarell entstehen – New York. »Ja«, stöhnte ich.

»Ja.«

An diesem Abend ist der Garten in Gombe mit schaukelnden Lampions und aus Eis gemeißelten, Radschlagenden Pfauen dekoriert. Die Rosensträucher und lila Hibiskusstauden sind frisch zurückgeschnitten. Auf den Tischen stehen reihenweise gekühlte Champagnerflaschen und Silberplatten mit Vorspeisen aus Meeresfrüchten. Weiter hinten warten dampfend heißer *liboké* – gewürzter Fisch, im Bananenblatt über dem offenen Feuer gegart – und Schüsseln mit *fufu* für die entfernten Verwandten, die nicht wissen, was Hors d'œuvres sind. Der Avocadobaum, der bis zum Fenster von Miras Zimmer reicht, ist mit blinkenden Lichterketten geschmückt, und die Scheinwerfer rings um den Swimmingpool leuchten gelb und orange.

Sie streicht ihren Hosenrock glatt und fährt sich übers Haar. Die Friseurin, zu der Mama mit ihr gegangen ist, hat die Cornrows rausgemacht und Miras Haare auf Wickler gedreht. Als Mama bezahlen ging, hat Mira die Frau gebeten, ihr ein goldenes Band um den Kopf zu binden, so wie es die Tänzerinnen in den Musikvideos tragen. Jetzt huscht sie die Marmorstufen zum Salon hinunter, wo sich die rosa-gesichtigen europäischen Gäste in ihren weißen Hemden

versammelt haben; obwohl die Abendluft kühl ist, bleiben sie lieber in den klimatisierten Räumen, als in den Garten zu gehen. Sie begrüßt die Gäste und schlendert weiter, durch die große Tür hinaus zu den bezaubernden Rhythmen und Melodien der Saxofone und Gitarren. Sie unterdrückt ein Gähnen. Sie hat nicht schlafen können – aber nicht, weil Mama ihr eine Stunde lang einen Vortrag darüber gehalten hat, wie schwierig es ist, Töchter zu haben, und auch nicht, weil Mama ihrer Tochter erklärt hat, dass auch ihr das Schicksal droht, irgendwann Mutter einer ungehorsamen Tochter zu sein, wenn sie nicht endlich ihre Widerspenstigkeit aufgibt. Nein, die Erinnerung an die Fahrt hinten auf Charlie Bolingos Fahrrad frühmorgens hat sie vom Schlafen abgehalten. Hat sie das wirklich getan? Jetzt, im Rückblick, wird ihr bewusst, wie dumm das war – sie hätte an jede beliebige Tür klopfen und einem guten Nachbarn die Lage erklären können, jeder hätte sie heimgefahren. Oder unter einem Baum Unterschlupf suchen und auf ein Taxi warten. Sie hätte sogar auf Chantal warten können. Irgendwann wäre sie wieder zu Hause gewesen – das hat bis jetzt noch immer geklappt. Hat sie wirklich im Regen hinten auf Charlie Bolingos Fahrrad gesessen? Jedes Mal, wenn sie daran gedacht hat, hat sie den Kopf geschüttelt, weil sie so dumm gewesen ist; aber dann hat sie den Kopf nicht mehr geschüttelt, sondern sich an Charlie Bolingos nasses Gesicht und seine nasse Brust, an sein Lachen und seinen Gesang erinnert. Bei der Vorstellung hat ihr Herz wild geklopft, und sie hat jedes Mal etwas gefühlt, was sie noch nie gefühlt hat und nicht benennen kann.

»Mein ganzer Stolz, mein Schatz!« Papa strahlt und er-

greift Miras Hand. Er wirbelt sie durch den Garten, als wäre sie wieder sechs, als stünden nicht überall frühere *évolués* herum – Zairer und andere Afrikaner, die von den Belgiern als »entwickelt« betrachtet wurden und denen sie Privilegien zustanden, zum Beispiel das Recht, in Gombe zu wohnen und Schreibtischjobs anzunehmen. Papa ist ein attraktiver Mann, groß und schlank wie eine Kokospalme, und sein Lächeln zieht sich über den ganzen Äquator. Alle sagen, dass sie ihm ähnlich ist. An diesem Abend ist er glatt rasiert und trägt einen definierten Afro. Sein weißer *abacost* kontrastiert mit dem kühlen Nachtschwarz seiner Haut. Sein gutes Aussehen und seine Großzügigkeit sind der Grund, warum sich Mama nie weit von ihm entfernt und ihm sein Essen trotz der vielen Bediensteten selbst kocht. Beide, Papa und Mama, kommen aus polygamen Familien, sind keine Kinder von ersten Ehefrauen und wollen ihren eigenen Kindern dieses schlimme Schicksal ersparen. Papa ist der dritte Sohn einer vierten Ehefrau, Mama die zweite Tochter einer Frau, die Mamas Vater nicht mal geheiratet hat. Was Mama nicht davon abhielt, die Gebühren für ihre Grundschulausbildung mit dem Geld aus dem Verkauf der überschüssigen Eier aus dem Hühnerstall ihrer Mutter selbst zu bezahlen.

»Verlass dich finanziell nie auf einen Mann, weder auf deinen Vater noch auf deinen Ehemann«, hat Mama ihr und Ya Eugénie bei jeder Fahrt über den Fluss nach Pointe-Noire eingebläut. Auf diesen Geschäftsreisen besorgte Mama die Waxprintstoffe, die sie den Frauen ihres *moziki* verkaufte – Frauen, die sich zusammentaten, um einander in klammen Zeiten zu helfen, zum Beispiel wenn jemand ge-

storben oder krank geworden war oder, im schlimmsten Fall, wenn eine Geliebte, die der Mann geheiratet hatte, zur Familie zog. Auf diesen Fahrten hat Mira ihre Liebe zu Kleidern entdeckt. Sie liebte es, die bunten Stoffballen zu befühlen und den Schneiderinnen zuzusehen, wie sie in ihren Ateliers webten und Spitze und Baumwolle nähten und aus einem schlichten Stück *liputa* ein aufwendiges dreiteiliges Kostüm oder ein Brautkleid herstellten. Aber Stoff verkaufen und Kleider nähen sind zwei ganz unterschiedliche Sachen, hat Mama immer gesagt.

»Unsere Tochter eine Schneiderin?«, hat sie geschimpft. »Da kannst du gleich *mikaté* auf der Straße verkaufen!«

»Papa!«, kreischt Mira. Er grinst so breit, dass man seine weißen Zähne und die rosa Innenseite seiner Unterlippe sieht. Mira schaut zu ihm hinauf – sie ist fast schon so groß wie er. Für den Rest der Welt ist er Firmenchef Boale Bosaka – Unternehmer des Jahres 1980 in Kinshasa –, aber für Mira einfach Papa, der Mann, der sie zu sich ruft, nachdem er seine Geschäftspartner in seinem Arbeitszimmer bewirtet hat, sie den braunen Schnaps in seinem Glas probieren lässt und ein französisches Matrosenlied singt.

Papa greift in die Tasche seines *abacost* und zieht ein Paar mondsichelförmige, mit funkelnden Diamanten besetzte goldene Ohrringe heraus. Miras Augen strahlen wie die Lampions, die über den beiden leuchten.

»Aus Paris?« Ihr bleibt die Luft weg.

Papa lächelt. »Ich habe bemerkt, wie du sie beim Juwelier angesehen hast, als ich die Kette für deine Mutter gekauft habe.«

In der Kommode in Miras Zimmer liegt ein Beutel aus

Samt, in dem sie die Ohrringe, Anhänger und Armbänder aufbewahrt, die Papa ihr seit dem Umzug nach Gombe zu jedem Geburtstag geschenkt hat, aber nichts davon ist so edel wie diese Ohrringe.

»Schmuck für mein Schmuckstück, das schönste Mädchen in Kinshasa!« Papa küsst sie auf die Wange.

»Ich dachte, ich wäre das schönste Mädchen in Kinshasa«, ruft Mama hinter ihnen. Auf ihrer dreiteiligen *liputa* ist anders als auf ihren meisten Festtagsgewändern nicht Mobutu zu sehen und im Gegensatz zu den Kleidern, die sie sonntags zur Messe trägt, auch nicht das Antlitz von Mama Maria. Auf den Stoff sind Name und Gesicht von Papa gedruckt. Der Ausschnitt ist so groß, dass man ihre diamantenbesetzte Kette sieht, wobei diese Diamanten doppelt so groß wie die in Miras Ohringen sind.

»Nein, du bist das schönste Mädchen in Mbandaka.« Papa streicht ihr über die Wange.

Mama schiebt seine Hand kichernd zur Seite. »*Ab tika boyé!* Hör auf!«

Papa geht zu Dr. Makengo, seinem früheren Mitschüler, der mit seiner Frau Margot aus Brüssel gekommen ist. Seine Tochter nimmt Papa nicht mit, und sie ist darüber erleichtert. Als Dr. Makengo das letzte Mal da war, hat er sich zu dicht hinter sie gestellt, und seine Augen strahlten immer so unangenehm, wenn er ihren Namen sagte: »*La belle Mireille.*«

»Eine Hose, Mira? Du trägst eine Hose?«, sagt Mama.

»Das ist keine Hose, das ist ein Hosenrock. Habe ich selbst genäht.«

»Es ist mir egal, was das ist. Bevor wir die Kerzen aus-

blasen und Papa seine Ansprache hält, ziehst du dein Kleid an!« Mama geht näher zu Mira heran und droht mit dem Finger. »Und glaub bloß nicht, ich hätte die Sache von heute Morgen vergessen! Du bist nur deshalb ungestraft davongekommen, weil Papa heute Abend seine Ankündigung macht. An jedem anderen Tag hättest du –«

»Alles Gute zum Geburtstag, Schwesterlein!«, ruft jemand.

Mira schreit leise auf. Dann ruft sie »*Ya Eugénie!*«, läuft zu ihrer Schwester und umarmt sie so fest, dass beide fast in den Swimmingpool fallen. Ihr fehlen die Abende auf dem Balkon, wenn sie an Zuckerrohr und grünen Orangen gELTScht haben, während sie sich den jüngsten Nachbarschaftstratsch erzählten – welcher Neureiche in der Nähe eingezogen ist, wessen Vater mit seiner »Filiale« erwischt wurde – seiner Geliebten –, wessen Mutter man mit den Frauen ihres *moziki* beim Biertrinken ertappt hat. Jede besaß ein Zimmer für sich, aber im eigenen Bett schlief Mira nur, wenn sie ihre Tage hatte. Alles, was sie über die Periode wusste, hatte ihr Ya Eugénie erzählt; sie hatte ihr beigebracht, wie man Binden einlegte und Blutflecken auswusch.

»*Ngoya* – du meine Güte!«, kreischt Mama auf Kimongo, wechselt aber gleich wieder zu Lingala. »Du kannst sie doch nicht so umarmen, sie ist jetzt eine *mwasi ya libala* – eine verheiratete Frau!«

Mira hört gar nicht hin, sondern drückt Ya Eugénie noch fester. »*Yaya!* Ich dachte, du wärst noch in Nairobi.«

Ya Eugénie lächelt. »Wir sind erst heute früh zurückgekommen. Ich wollte dich überraschen. Wann habe ich jemals deinen Geburtstag verpasst?«

Wenn es stimmt, was alle sagen, und Mira ihrem Vater geradezu lächerlich ähnlich sieht, dann ist Ya Eugénie das Abziehbild ihrer Mutter: das herzförmige Gesicht, die vollen Wangen, breiten Hüften und das Miss-World-Lächeln; die gleiche wunderschöne, fast nachtschwarze Haut wie Mira und Papa. In ihrer *libaya* und *liputa* ähnelt Ya Eugénie ihrer Mutter sogar noch mehr; nur hat sie ihr Haar chemisch geglättet und zu einem Dutt geschlungen, während Mamas Haar von einer spitz zulaufenden *kitambala* aus Seide bedeckt ist. Ya Eugénie riecht sogar nach Mamas Rosenswasserparfüm. Papa bringt es ihr flaschenweise von seinen Reisen nach Paris mit.

»Wo ist Chantal?«, fragt Ya Eugénie, während ihr Blick über die Gäste wandert.

»Mama hat ihr verboten herzukommen.« Beide prusten los. Die eine hält die andere fest, damit sie nicht hinfallen.

»Bleibst du bitte über Nacht?«, sagt Mira.

Ya Eugénie hält ihr grinsend ihren Ehering vors Gesicht. »Und wer kümmert sich um meinen Mann? Soll Mama einen Herzinfarkt bekommen? Außerdem muss ich morgen früh ins Krankenhaus.«

Mira verzieht das Gesicht.

Ya Eugénie hebt Miras Kinn an. »Jetzt bin ich doch hier. Ich habe dir aus Nairobi Stoffe mitgebracht. Sie liegen im Kofferraum.«

»Soll Mama einen Herzinfarkt bekommen?«, sagt Mira spöttisch, und wieder geht das Gegacker los.

Tonton Sylvain kommt mit drei Sektflöten zu ihnen. »Kleine Schwester!«

Mira lächelt verlegen, als er sie auf beide Wangen küsst.

Sein grauer *abacost* ist weniger elegant als der ihres Vaters; der Kragen ist kürzer, und weder trägt er darunter einen Seidenschal noch späht ein passendes Einstecktuch aus der Brusttasche hervor. Er ist vier, fünf Zentimeter größer als Papa, und als er sich für einen Kuss zu ihr runterbeugt, spürt sie die kratzigen Koteletten. Tonton Sylvain ist der Sohn eines belgisch-zairischen Vaters und einer Mongo-Mutter, was man ihm aber nicht ansieht, denn solche breiten Schultern, so einen wuchtigen Rumpf und solche stark gekräuselten Koteletten hat jeder andere Mongo-Mann auch. Doch obwohl er aussieht wie jeder x-beliebige Mongo, hat ihm seine belgische Herkunft einen europäischen Pass eingebracht, und Ya Eugénie hat ihn während ihres Klinikpraktikums in Genf kennengelernt, wo er als Wirtschaftsprüfer tätig war, bevor er als Vizepräsident der Banque de Zaïre nach Kinshasa zurückging.

»Alles Gute zum Geburtstag, kleine Schwester!«, ruft Tonton jubelnd.

»Danke, Tonton Sylvain«, brummt Mira. Obwohl er jung ist und ziemlich gut aussieht, und obwohl sie sich freut, dass Ya Eugénie endlich geheiratet hat – »Das war eine schwierige Suche nach einem Ehemann, aber warum wollte dein Vater auch unbedingt, dass sie Ärztin wird statt Krankenschwester!«, hat sich Mama immer wieder beschwert –, ist Mira dem Mann, der ihr die Schwester weggenommen hat, ein bisschen böse. Andererseits lässt sich nicht leugnen, dass Ya Eugénie glücklich ist.

Der Abend nimmt seinen Lauf. Sie unterhalten sich über Nairobi, über die Architektur des neuen Hauses in Binza – Papa hatte recht, die weißen Säulen erinnern an Athen –,

über den neuen Nachbarn, Monsieur Song aus Kamerun, der komischerweise keine Ehefrau und nicht einmal eine Geliebte hat. Ya Eugénie führt Mira auf die Tanzfläche, und die Sohlen ihrer Stöckelschuhe machen im Rhythmus von Saxofon und Gesang »tscha-tscha«, während Papa die Musiker mit nagelneuen zairischen Geldscheinen überschüttet. Mira schwebt – ihr ist ganz schwindlig von den Champagnerbläschen und der Liebe ihrer Familie.

»Nur ein Glas«, hat Mama gesagt, doch jedes Mal, wenn sie sich umdreht, drücken ihr Papa und Tonton Sylvain eine neue Sektfloße in die Hand.

Etwas später versammelt Mama die Leute um den Tisch unter dem Avocadobaum. Im Licht eines Lampions wünscht sie ihrer Tochter alles Gute zum Geburtstag und bittet dann Papa, etwas zu sagen.

»Verehrte Gäste«, beginnt er auf Französisch, »wir feiern heute nicht nur den Geburtstag meiner Tochter, sondern auch den offiziellen Start meines Wahlkampfes um das Amt des Gouverneurs.«

Er beendet seine Rede, wie er jede beendet – mit einem Toast und den Worten »*Astra inclinant sed non obligant*«. Die Leute johlen und skandieren seinen Namen: »Gouverneur Boale Bosaka!« Und sie stampfen so heftig, dass die Europäer unter den Gästen wieder hineingehen. Fifi, die Haushaltshilfe, kommt mit dem Tortenwagen – dreistöckig, fast so hoch wie die Hochzeitstorte von Ya Eugénie, mit weißer und gelber Glasur. Ya Eugénie steht neben Mira, während eine Aufwärterin die sechzehn Kerzen anzündet. Die Gäste singen *Happy Birthday*, aber zuerst auf Lingala,

weil Papa es so will. Seit sich das Land vom kulturellen Erbe Belgiens und Europas losgesagt hat – von den Namen, der Kleidung, den *évolués* –, lautet Zaires stolzer Leitspruch »*Retour à l'authenticité!*« – »Zurück zur Ursprünglichkeit!«

Ya Eugénie nimmt Miras Hand, und die beiden Schwestern schließen die Augen und pusten. Die Kerzen verlöschen, aber auch die Lampions, die Scheinwerfer rings um den Swimmingpool und die Leuchten im Salon. Von einer Sekunde auf die andere liegt der Garten im Dunkeln, nur das vom Wasser im Pool gespiegelte Mondlicht funkelt. Die Gäste schreien erschrocken auf. Da purzelt eine in Kabeln verhedderte Gestalt vom Avocadobaum und landet nur ein kleines Stück neben der dreistöckigen Geburtstagstorte. Mira betrachtet den sich am Boden windenden Mann genauer, die gelenkigen Beine, den geöffneten, wie ein Flusslauf geformten Mund und den ungekämmten Afro. Doch ehe sie etwas tun kann, beginnt das Raunen.

»*Ngoya!*«, kreischt Mama.

»*Voyou!*«, brüllt Papa.

Die Leute umstellen den aus dem Baum gefallen Mann, und so schnell, wie er hinuntergestürzt ist, springt er auf die Beine und stemmt sich über die Mauer. Aber zuvor hat er Mira angesehen, »*Happy Birthday!*« geflüstert und ihr etwas Warmes in die Hand gedrückt. Als sie die Faust öffnet, liegt das Kruzifix darin. Da kommt wieder dieses Gefühl, dieses Flattern in ihrer Brust. Und noch etwas anderes, weiter unten, ein Ziehen zwischen den Beinen.